

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

21. Mittwoch, am 14. März 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Der Vikar von Wrexhill. Ein Roman von Mistress Trollope. Aus dem Englischen von D. von Czarnowsky. 3 Bände. Nachen und Leipzig, 1837.

Es giebt Genüsse, deren Annehmlichkeit erst durch unbequeme Opfer erkauft werden muß. So das Anfangs in seinen Folgen zum Theil viel Aehnliches mit den Schauern der Seekrankheit beweisende Tabakrauchen und — mit Erlaubniß zu sagen, eine recht bedeutende Zahl selbst der besseren, ja sogar manche der besten englische Romane. Ihrer bisweilen ganz endlosen Wortfülle muß man durchaus erst gewohnt werden. Dann aber entdeckt man auch zuweilen in der That manches ganz Treffliche, das sich vielleicht auf keinem andern Wege so naturgemäß, anziehend und eindringlich gestaltet hätte. Allerdings kann man nicht läugnen, daß zu dem, was der hohe Genius einer Aurora Düdevant in zwei Worten glanzvoll hinwirft, der Scharfsinn und Fleiß des brittischen Autors oft zwei voller Druckbogen bedarf. Aber genau genommen ist sogar dem blendendsten Glanze eine erschöpfende Darstellung der Wahrheit vorzuziehen.

Mit Meisterhand hat die Verfasserin des Vikar von Wrexhill die durch Sektengeist völlig zerrissenen Familienbände aufgezeichnet und namentlich in dem Vikar ein besonders sorgfältig behandeltes Bild heuchlerischer Frömmigkeit geliefert. Ihr Streben ist allerdings einseitig auf das Psychologische gerichtet. Muß man doch überhaupt die poetische Auffassung des Gegenstandes, außer bei dem eminenten Walter Scott und bei einem seiner mehr oder weniger glücklichen Nachfolger, auf den Roman-Gefilden der drei vereinten Königreiche, nicht suchen wollen. Aber auch die Aufstellung des Psychologischen allein, lohnt sich allerdings der Mühe, wo es mit einer Schärfe und Vollkommenheit, wie hier von Mistress Trollope geschieht. Wer erst die Scheu vor der gewaltigen Breite bezwungen hat, der wird in der allmählichen, zarten Entwicklung der Seelenzustände, so wie in der frappanten Darlegung ihrer oft unmittelbar sich folgenden, schreienden Gegensätze, ohnstreitig große Genugthuung finden. Ueberhaupt sind die Hauptcharaktere zum Theil mit männlich sicherer Hand fest skizzirt,

zum Theil bis in ihr kleinstes Detail mit Sorgfalt ausgemahlt. Sinnvoll und ergreifend ist der scharfe Contrast zwischen dem Vikar, einem Methodisten und seiner Tochter, der Gottesläugnerin. Ungern aber vermißt man dem nichtswürdigen Heuchler, dem Vikar, gegenüber, die Aufstellung eines Methodisten, der den Sagen und Gewohnheiten der Sekte mit reinem, treuem Herzen anhängt und dabei keinesweges an Geist und Kenntnissen vernachlässigt ist. Denn man begegnet in der Wirklichkeit ausgezeichnete Menschen dieser Art und es wäre gewiß kein fruchtloser Aufwand von Scharfsinn gewesen, dem unbefangenen Leser anzudeuten, wie eine knechtische Unterordnung unter die seltsamen religiösen Forderungen und Gebräuche bei einem geistig vor Andern hervorragenden Methodisten sich recht wohl denken lasse und damit vereinbar sey. Die Gattin des Vikars, eine überaus würdige Frau, reicht hierzu nicht aus, auch würde überhaupt ein frommer Mann, der im Kampfe auf Tod und Leben mit dem Gleisner den Sieg davon trüge, einen weit interessanteren Gegenstand abgegeben haben. Ein solcher wäre um so mehr an seinem Plage gewesen, da die vorkommenden männlichen Methodisten insgesammt als unwürdige Menschen erscheinen, so daß die Verfasserin dem Verdachte einiger Parteilichkeit schwerlich wird entgehen können.

Die deutsche Bearbeitung empfiehlt sich durch Kraft und Rundung im Ausdruck. Bei ihrer Sprachgenauigkeit im Allgemeinen, darf man wohl einige Kleinigkeiten, wie die mehrmals statt hierher und hierherkommen stehenden Worte: hier und hierkommen, als Angewöhnungen des Setzers oder Korrektors betrachten. Auch das Neufre des Werks sagt dem Auge des Lesers durch seine Sauberkeit zu.

F. Schulz.

Spaziergänge und Weltfahrten von Theodor Mundt. 1) Briefe aus London. 2) Tagebuch aus Paris. Altona, bei Hammerich. 1838.

Obwohl die „Londoner Briefe“ was die Auffassung der Situationen, so wie das Markirte der Schilderungen anlangt, Adrians „Reisebildern aus England“ nachstehen, und das „Tagebuch aus Paris“ mit den „Pariser

Tabletten“ in Bewalds fein gezeichneten, fast wie hingehauchten „Aquarellen“ nicht zu vergleichen ist, so läßt sich doch manches Gute davon sagen. Wir finden zwar in dem Buche durchaus nichts Neues, aber das viele Interessante das London und Paris in sich schließt, läßt sich von so mannigfaltigen Seiten betrachten, daß für den verständigen Beschauer immer noch Stoff zu einigen nicht uninteressanten Mittheilungen übrig bleibt. Diese beschränken sich hier indeß größtentheils auf das öffentliche Leben und das Theater; vorzüglich sind es die gefeierten Sängerinnen und Tänzerinnen unserer Zeit die des Verfassers Aufmerksamkeit bei seinem Aufenthalt in London in Anspruch genommen haben und insonderheit ist es die Taglioni welche sich dieser am meisten zu erfreuen hatte. Da gewiß mehre Leser der Abendzeitung den Geschmack des Verfassers theilen und es jetzt modern ist, eine „Personbeschreibung“ — um uns offiziell auszudrücken — von Künstlern und Literaten so gut wie möglich unter die Leute zu bringen, so geben wir das Signalement dieser Tänzerin nach specieller Angabe des Herrn Mundt. „Sie ist schmetterlingsartig gestaltet,“ sagt er, „der kleine Oberkörper, mit dem merkwürdig geformten schmalen Kopfe, der ihr etwas Libellenhaftes giebt, dünn und leicht, während die Schenkel den von allem gröbern Stoff geklärten Flügeln des Schmetterlings gleichen.“ Einige Zeilen weiter vergleicht Herr Mundt „die Schülerin des großen Genz“ Fanny Elsler, welche üppiger gestaltet ist, mit der Taglioni und behauptet, daß, wenn man letztere „den getanzten Goethe“ nennen könne, so sey die Elsler „der getanzte Genz“, was wir Liebhabern der Dichtkunst, des Tanzes, und der Anatomie billig zur Entscheidung überlassen. — Von den ausländischen Flüchtlingen sagt der Verfasser: „Auch der berühmte Mazzini, ein Mensch von einer wahnsinnigen Genialität ist mir hier gezeigt worden, unter dem sich jetzt das junge Deutschland aus der Schweiz völlig übersiedelt und in London ein festeres Lager als jemals aufgeschlagen hat. Diese tolle und verderbliche Partei scheint sich jetzt hier in sehr glänzenden Umständen zu befinden, und es ist kein Zweifel, daß Lord Palmerston ihnen lezt hin nicht unbeträchtliche Summen Geldes angewiesen. Jedoch ist ihr Hauptaugenmerk in diesem Moment auf Spanien gerichtet, wo sie wie hegende Hunde unter die Parteien geschickt sind.“ Herr Mundt erlaube uns in diese Angabe, bei der „kein Zweifel“ ist, dennoch einen Zweifel zu setzen. Wir nehmen indeß beide ausgehobene Stellen mit Vergnügen ad acta, und finden unsere längst gehegte Vermuthung: daß man Herrn Mundt wohl mit Unrecht zum jungen Deutschland — jedenfalls

aber eher zur physikalischen wie zur politischen Section desselben gehörig — zu zählen habe, noch bestärkt. Schade ist es, daß der Verfasser nicht mittheilt, ob Mazzini einen „Knebelbart“ trage; es wäre liebenswürdig gewesen, und er hätte sich um seine Freunde ein Verdienst erworben. — Auch in Paris beschäftigte das Theater den Verfasser vorzugsweise, doch giebt er auch manche gute und verständige Bemerkung über das öffentliche Leben. Er besuchte dort die bedeutendsten Literaten — Chateaubriand, Victor Hugo, Janin z. B. — sie gefielen ihm im Ganzen nicht sonderlich; am besten gefiel ihm Mad. Dudevant, vorzüglich wegen ihrem „ächt weiblichen Gemüth“.

Zum Zeugnisse unserer Unparteilichkeit wünschen wir jedem Verehrer dieser Dichterin — besonders denen vom jungen Deutschland, wenn sie sich nämlich bloß mit einer Frau behelfen können — eine Gattin von eben so „weiblichem Gemüth“ und allem Zubehör, Geld- und Geistesreichthum, Cigarre, Pantalons und Hausfreund mit eingeschlossen. — Eins, gestehen wir aufrichtig, hätten wir in dem „Pariser Tagebuche“ weggewünscht; wir hätten es in dem Interesse des Autors weggewünscht. Es ist ein gewisser Scheelblick auf die bessern äußeren Verhältnisse der französischen Literaten, im Gegensatz der deutschen. Auch ist es mit den letzteren nicht einmal so schlimm, wie er sagt. Die Talentvolleren lohnt ihr Fleiß, wer etwas producirt das ins Publikum bringt kommt ganz gut zurecht, wer thätig seyn will findet Stoff, und ob die faulen Bäuche, welche auf Kosten dieser sich das Leben zu fristen suchen, die Vampyre der Literatur zu Grunde gehen, darauf kann es nicht ankommen. — Der Verfasser wundert sich endlich, daß Scribe von den deutschen Schriftstellern bloß Th. Hell kennt, und diesen so hochschätzt. Wir würden uns wundern, wenn das Gegentheil stattfände. Scribe kennt diesen Dichter persönlich, er hat ihm von allen deutschen Schriftstellern am meisten — ja, wohl ihm allein — Hinsichts seines dramatischen Ruhms in Deutschland, etwas zu verdanken, er ist von dessen seltener literarischer Thätigkeit unterrichtet. Uebrigens hat Th. Hell auch in Deutschland eine Menge wackerer Freunde, wenn solche sich auch nicht gegenseitig auf lächerliche Weise loben, oder durch anonym eingesendete Recensionen zu heben suchen, wie sonst wohl hier und da vorkommt.

E. v. Wachsman n.

Der Marquis v. Portanges von Emilie Gay-  
Girardin. Uebersetzt von Fanny Tarnow

2 Theile. Leipzig, 1837, bei Christ. G. Kollmann.

Eine ganz einfache und doch interessante Geschichte, die durch die Behandlung der geschätzten Fanny Tarnow gewiß nichts an ihrem französischen Kolorit verloren hat. Herr v. Marny liebt eine junge Frau, die Marquise von Portanges, die an einen blödsinnigen Mann verheirathet ist, und wird von demselben wieder geliebt, ohne jedoch sich deshalb der geringsten Gunstbezeugung rühmen zu können. Doch einmal ist sie beinahe schwach genug sich ihm zu übergeben als ihr Mann als rettender Schutzgeist hinzu- und nun Marny gänzlich zurücktritt um sich aus Verdruß darüber zu verheirathen. Dieß geschieht und denselben Tag erhält er die Nachricht, daß seit einem Monat die Marquise Witwe ist. Ein, die innersten Regungen des Menschen berechnender, ihm zugethener Freund, hatte jede Annäherung verhindert. Er sieht sie mehremal in Paris und da er seiner Frau überdrüssig ist, verweilt er fast stets bei ihr, so daß sie wieder auf dem Punkte, die seinige ganz und gar zu werden, als seine Frau dieses tête à tête stört. Plötzlich stirbt diese und als er nun als Freier bei seiner Laurette anknöpfen will, ist sie verreis't. Nach längerer Zeit kommt sie wieder — als Gemahlin ihres Betters auf den Marny schon früher eifersüchtig war. Die Erzählung beschließt damit, daß er darüber wahnsinnig wird.

So einfach dieser Plan ist, so ist er bei der leichten Manier der Franzosen doch nett durchgeführt und spannt die Aufmerksamkeit des Lesers bis zur letzten Seite, wo wir den armen Marny nur bedauern müssen, während Dülör, jener schlaue, berechnende Mann, uns einen kalten Schauer empfinden läßt.

Die Uebersetzung ließt sich sehr gut und schließt sich würdig an die frühern Arbeiten der geehrten Schriftstellerin an.

Das Kupfer ist wie Alles was bei Kollmann erscheint ansprechend.

13 †.

### Fortsetzungen von Kunstwerken.

Wir haben

Napoleon, dargestellt nach den besten Quellen von \*r.  
Leipzig, Kollmann

nur bis zum Jahre 1800 begleitet. Jetzt schreiten wir in der unterst erschienenen 9ten bis 14ten Lieferung bis zum Tilsiter Frieden vor. Die diesen 6 Heften beiliegenden 12 Stahlstiche sind im Kunstverlag zu Karls-

ruhe guten Vorbildern wacker nachgestochen und stellen interessante Scenen aus Napoleons Leben dar.

In derselben Verlagshandlung ward auch

Carl Frommels pittoreskes Italien

rasch fortgesetzt und die 8te bis 12te Lieferung liegt uns vor. Wir begleiten darin den trefflichen dort vollkommen einheimischen Cicerone W. v. Lüdemann nach Piacenza und Cremona, um dann über Carara, der Küste entlang nach Genua zu wandern. Länger dort weilend empfängt uns dann Turin, das wir nur verlassen um in das eigentliche Paradies Italiens, die Riviera del Ponente, uns zu begeben. Weiter geht es über Nizza durch die Romagna und Mark Ancona in letzte Stadt. Die nächsten Hefte bringen uns dann über die Appeninen nach Florenz. Was uns aber Frommel in seinen herrlichen Zeichnungen vor Augen führt, wie es hier aus seinem und Winkles Atelier in Stahl gestochen hervorgeht, ist eben die schönste Illustration zu dem Texte, und diese landschaftlichen Kupfer, deren stets zwei, nebst zwei Scenen aus dem Volksleben, jedes Heft begleiten, gehören zu den ausgezeichnetsten Arbeiten dieser Gattung.

Beschränkt sich diese Unternehmung auf einen einzigen, freilich allseitig anziehenden Landstrich, so erstreckt sich dagegen der

Malerische Atlas und beschreibende Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde. Herausgegeben von Eduard Pöppig. Leipzig, Hartleben, auf alle Theile unsers Planeten. An der Hand des vielgewanderten Obisus Pöppig, der durch sein großes Reisewerk bereits bewiesen hat, wie ihm Beobachtungsgestalt mit gründlicher ethnographischer Kenntniß verschwiebert inwohnt, durchstreifen wir hier im bunten Wechsel den Erdbreis, und die trefflichsten Stahlstiche erläutern die vorzüglichsten Punkte welche wir berühren. So bieten diese Stahlstiche, welche in der uns vorliegenden zweiten bis vierten Lieferungen thalten sind, Ansichten von Luthro auf Kreta, Antiochia von der östlichen und von der westlichen Seite, Cap der guten Hoffnung, die Wohnungen der Murautsis, St. Jean d'Acree, Waldbrand in Brasilien, Damascus und Divan in Damascus. Der in vieler Hinsicht eben so belehrende als unterhaltende Text aber hat die Ueberschriften: Baalbec, Antiochia, Natal, Otahaiti, das Vorgebirge der guten Hoffnung, Damascus und Circassien. Diese Unternehmung ist in Auffassung wie Ausführung gleich lobenswerth.

Lh. Hell.

## Fortsetzungen.

Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausgegeben von E. Willkomm und A. Fischer. Band 1. Heft 3—6. Leipzig, 1837. Julius Wunders Verlagsmagazin.

Wir haben diese Jahrbücher nur so flüchtig und im Allgemeinen angezeigt, daß es uns Bedürfnis ist noch einmal auf dieselben zurückzukommen und aus dem Reichthum des Inhaltes die Wichtigkeit des Unternehmens darzuthun, bevor wir sie auf die kurzen Notizen verweisen, die den Fortsetzungen gewidmet werden können. Das 3te und 4te Heft wird eröffnet mit Julius Mosens Trauerspiel „Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer“. Hätte Mosens in seinem „Heinrich der Finkler“ nicht bereits seinen Beruf für dramatische Dichtung augenscheinlich bewährt, so würde doch gewiß nach der Erscheinung dieser Tragödie Niemand mehr daran zu zweifeln wagen, obschon auch dieses Drama keineswegs frei von Mängeln ist. Eine schöne und kräftig durchgeführte Idee dient dem Ganzen als Basis und spricht sich klar aus in jeder Einzelheit, wie das warme Leben sich verkündet in dem Pulschlage jedes Gliedes. Die Handlung ist trefflich gewählt und eignet sich in ihrer dramatischen Abrundung ganz zu dieser poetischen Behandlungsart; sie bietet in ihren Situationen mächtige dramatische Effecte und giebt in ihrem tragisch schönen Schlusse den bedeutenden Moment des Unterganges einer welthistorisch großen Erscheinung. Die Charaktere sind voll Kraft und Leben, eine markige Leidenschaft durchglüht sie und macht sie fähig zu großen Thaten; besonders Rienzi ist mit Begeisterung erfaßt und geschaffen, er stellt sich als eine schöne anregende Erscheinung heraus in der Gegenwart, die der Thatkraft so gänzlich entbehrt. Die Sprache ist kernig und voll, die lyrischen Auswüchse, die im „Finkler“ noch sehr bemerkbar sind, verschwinden in Mosens Styl mehr und mehr und eine Concinnität tritt an ihre Stelle, die ganz geeignet ist zur dramatischen Dichtung. Die große historische Lehre, die sich in diesem Drama dem denkenden Leser darbietet, wollen wir dem Lektorn selbst zu suchen überlassen. Das Einzige, was an dem Drama zu tadeln ist, ist die unzweckmäßige Vertheilung der Handlung in der ersten Hälfte; der Verfasser hat im ersten Akte zu viel gegeben; der zweite Akt und der Anfang des dritten müssen schwach und gedehnt erscheinen auf diesen ersten. Möchten doch unsere Bühnen es mit diesem Drama versuchen; sie würden dadurch theilweise den frommen Wünschen entsprechen,

die Ernst Willkomm in dem folgenden Artikel „Akademie und Theater. Eine Petition an die Humanität“ ausspricht. Dieser Aufsatz ist mit einer warmen Liebe und heiligen Begeisterung geschrieben; er bezweckt eine Reform des Theaters durch den Einfluß des Staats. Es werden wohl fromme Wünsche bleiben, die der Verfasser hier niederlegte. Auch würde uns die Unterstützung der Staatsverwaltung wenig helfen; es fehlt uns an der Grundlage alles Bühnenwesens, am Drama: am wahrhaft deutschen Nationaldrama und dies kann der Staat uns nicht geben, es sey denn, daß er den unheimlichen Geist der Beschränkung und Hemmung geistiger Entwicklung verbannen und ein öffentliches Volksleben an seine Stelle treten lassen wollte und könnte, wozu aber vorerst keine Aussicht vorhanden ist. — Unter den kritischen Artikeln, die das vierte Heft schließen, sind besonders die über Palm's „Griseldis“ und die gekrönte „Vormundschaft“ zu erwähnen. — Das 5te und 6te Heft wird abermals von Julius Mosens eröffnet, jedoch mit einem dramaturgischen Artikel „Ueber die historische Bedeutung der dramatischen Poesie“; bei des Verfassers geistreicher Behandlungsart muß man bedauern, daß er den reichen Stoff mit einer so aphoristischen Kürze handhabte. Das Bruchstück aus dem Trauerspiel: „Heinrich der Finkler“ von E. Willkomm, berechtigt zwar zu keinem Urtheile, macht aber auf das Ganze sehr begierig. — Des rühmlichst bekannten Kritikers Ph. v. Leitner „Mittheilungen über den Faust“ werden fortgesetzt und der zweite Artikel umfaßt die ältesten und ältern Bearbeitungen der Sage: Marlowe's Faust, das Puppenspiel und Gams Pater Baco. Der sehr fleißige Willkomm erfreut dann abermals mit einer dramaturgischen Abhandlung „Ben Jonson und das englische Drama vor und nach Shakespeare. Unter den kritischen Aufsätzen ist der von Marggraf über Büchners Drama „Dantons Tod“ ausgezeichnet. Die Correspondenzen aus Berlin und München sind gehaltvoll und verdienen mehr als flüchtige Beachtung. Mannigfache Notizen beschließen das 6te Heft unter welchen wieder die über das Gastspiel des Fräulein von Hagn in Leipzig vorzugsweise genannt werden muß. — Wir können den Wunsch nur wiederholen, daß diesem Unternehmen die allgemeinste Theilnahme geschenkt werden möge, und hoffen, daß er bei diesem Reichthum des Inhaltes und der gediegenen Schönheit der Ausstattung, kein vergeblicher seyn wird.

Rob. Blum.